Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 52. Bromberg, den 15. März 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(13. Fortsetzung.)

Lukas brachte dann heraus, daß David auf seinen Streifzügen nach den Kesselflickern suche, sie aber immer und immer noch nicht wiedergefunden habe, und als er so auf den Grund dessen gekommen war, was seinen Jüngsten plagte, stellte er ihn und goß seinen lauten Spott so reichlich über ihn aus, daß jener nachher wie einem kalten Bad entronnen stand. Lukas gedachte ihn nun vollends gesund zu machen und band ihn fester an sich selbst. Er hielt ihn mit schwerer Arbeit fortwährend in Atem, führte ihn aber auch zu Vergnügen und Genuß. So nahm er ihn mit sich zu einer weiten Wanderung durch die großen und hohen Waldungen, die sich auf dem Hügelrücken hinzogen, zu einer Ruderfahrt auf dem See, einmal selbst zur Aufführung eines vaterländischen Schauspiels, das in der Nähe von St. Felix auf einer großen und wohleingerichteten Schaubühne gegeben wurde. Indem er ihn so unter seinem eignen starken Schutze hielt, glaubte er den Sohn zu heilen, wußte nicht, daß er nicht bis in sein Innerstes zu greifen vermochte und daß dort heimlicher, aber heißer das Feuer fortmottete, das in dem seltsamen Träumer nun einmal entfacht war.

Während Lukas Hochstraßer auf diese Weise mit seinem Jüngsten sich beschäftigte, hatte Gotthold Fries, der Kapitän, in diesen Tagen viel über seine Tochter nachzudenken. Aber in des Kapitäns Gedanken war nur sie, die eine, und es war vielleicht nur darum, daß sein Blick die Seele Brigittens völliger durchschaute als Lukas, der vieles zu übersehen und zu umfassen hatte, diejenige Davids. In Brigittens Innerem war auch wie in ihrem feinen und hellen Antlitz nicht schwer zu lesen. An ihr war eine große Lauterkeit und eine noch kindliche Unschuld, die wenig zu denken gaben. Aber gerade weil er des Mädchens Innerstes erkannte, wunderte sich der Kapitän über sie. Sie war eine seltsame Braut, glücklich wie ein Kind, das sich am Frühling freut, ihre blauen Augen waren vielleicht noch heller als früher, und weil in ihr selber alles schön und lauter war, sah sie an der Welt, an ihrer eignen Umgebung, vor allem an Martin alles nur lauter und schön. Vor allem aber hatte sie, je mehr sie mit Lukas Hochstraßer in Berührung kam, in ihrem Herzen ein Bild von diesem aufgerichtet, vor dem sie gleichsam täglich in einer stummen Andacht stand. Ein grenzenloses Vertrauen zu Lukas erfüllte sie; oft kam sie heim und erzählte von ihm, und Fries erkannte allmählich, wie sie Martin zwar liebte, wie aber der Abglanz, der vom Vater auf den Sohn fiel, sie das Bild des letzteren in einem verklärten Lichte sehen ließ. Auch schien es ihm, daß sie, ohne es zu wissen, eine heimliche Furcht empfand, es möchte eines Tages ein Teil des schönen Scheines schwinden, denn mehr als einmal äußerte sie zu ihm: „Wenn wir nur den Vater lange behalten," und er wußte, daß Lukas für sie die Stütze des neuen Hauses war, in das Martin sie führen sollte.

Allmählich, und obwohl Fries wie Lukas Hochstraßer mahnten, nicht zu eilen, begannen die Brautleute von der Hochzeit zu reden. Martin besonders drängte und wollte das Fest noch vor Ende des herankommenden Winters gefeiert wissen. Dieses Drängen war das erste, was in Brigitte zuweilen ein Befremden weckte, und zwar war es nicht die Ungeduld Martins selbst, sondern die Art, wie sie sich äußerte, die sie manchmal plötzlich erstaunt aufblicken ließ. Er war nicht mehr der bescheidene und fast zage Freier, der er am Anfang gewesen. Seine Liebe war herrenhaft geworden, so daß er nicht mehr um kleine Gunstbezeugungen mit einer schlichten Ausdauer warb, sondern sie als ihm zu Recht gehörend stürmisch forderte. Dieses Fordern lag zwischen den Zeilen seiner häufigen Briefe, und wenn er kam, sprach er leidenschaftliche Worte in einer stillen und versteckten Art, die sie nur drängender machte und die in Brigitte eine leise Scheu vor etwas Unrechtem weckte. Dennoch wuchs ihre Liebe zu ihm. Das Feuer, das in ihm brannte, äußerte sich nicht nur in seinem Benehmen gegen sie, sein ganzes Wesen war in diesen Tagen davon erfüllt, so daß es in seiner dienstlichen Tätigkeit, in der Art, wie er von der Zukunft sprach und für sie Pläne schmiedete, ja selbst in seinem äußeren Auftreten sich zeigte. Er konnte Brigitten von dem und jenem Erfolge in seiner Berufstätigkeit berichten, war voll eines schönen und flammenden Mutes und voll hoher Zukunftshoffnungen, sein Blick glänzte, er hatte einen leichten und wiegenden Gang, und oft klang, was er sprach, in ein glückliches Lachen aus, das sein frohes Kraftbewußtsein verriet. Dadurch gewann sein Wesen etwas mit sich Fortreißendes, dem auch Brigitte erlag. Sie glaubte immer mehr Ähnlichkeit mit dem Vater in ihm zu finden und meinte, was jetzt Brausen und Ungeduld in ihm sei, würde einst zu der großen und freien Stärke sich klären, die Lukas eigen war.

So gingen die Tage. Der Winter kam, überzog die Hügel mit einer Schneedecke und spannte ein lastendes Netz von Nebeln über See und Land. Der See dampfte. Es wurde kalt und kälter, über das Wasser wuchs eine Kruste brüchigen Eises. An Weihnachten eroberte Martin die Zusage Brigittens und ihres Vaters, daß die Hochzeit im März nach dem Herrlibacher Fasching stattfinden sollte. Martin hatte kurz vorher seine Beförderung zum Oberleutnant erhalten und mit dem Bewußtsein und den Ausweisen zum Feste kommen können, daß er das hohe Vertrauen und die Zuneigung seiner Vorgesetzten besaß. Er war daher während seiner Anwesenheit in Herrlibach in einer heiteren und glücklichen Laune und voll überschäumender Lebensfreude, so daß er die langsamen Menschen im Hochstraßer-Hause wie im Hause des Kapitäns ansteckte und eine sorglos fröhliche und gehobene Stimmung unter sie trug. Der Kapitän drückte ihm, als er diesmal nach St. Felix zurückfuhr, mit beiden Händen die Rechte, und es kam ihm aus aufrichtigem Herzen, als er sagte: „Ich freue mich, daß sie mit dir gehen wird, meine Brigitte."

Lukas Hochstraßer aber, der viel Arbeit hatte und sich keine Muße gönnte, blickte auf Martin mit demselben scharfen Augen wie immer. Er legte ihm die Hand fest auf die Schulter und sagte: „Laß das, was jetzt in dir ist, andauern." Der Sohn war fast ungehalten, daß dem Vater kein Lob, nur eine Forderung von den Lippen kam.

An jedem Sonntag kam Martin zu Besuch. Es gab noch viel zu besprechen. Einmal nur — es war acht Tage vor Faschingsanfang — wollte er ausbleiben, da er lange nicht mehr im Kreise der Kameraden geweilt habe. Gotthold Fries war am Tage vorher verreist, ein seltenes Ereignis im Leben dessen, der ehemals viel umhergefahren. Im Süden Deutschlands lebte noch ein Bruder seiner verstorbenen Frau, der ihn lange zum Besuche gedrängt und bei dem er einige Tage zu verbringen gedachte. Brigitte war am Nachmittag im Hochstraßer-Hause gewesen, aber

bald heimgekehrt, da auch Lukas über Berg zu tun hatte und abwesend war und Rosa sie nicht zum Bleiben aufforderte. Sie saß darauf den ganzen Abend mit einem Buche, in dem sie wenig las, am Fenster der Wohnstube. Es war ein eigentümlicher Tag, der in einem seltsamen Abend endete. Nach langer Kälte war plötzlich fast schwüle Wärme eingetreten, eine stechende Sonne zerriß dann und wann die dichten weißen Wolken, die in Knäuel geballt am Himmel standen. Der Schnee schmolz. Auf der Straße waren schmutzige, wassergesättigte Geleise in die weiße Decke geschnitten, von den Dächern quoll das Wasser in Bächen, und im kleinen Garten vor des Kapitäns Haus sank da und dort eine Flocke von einem der Bäume, daß der befreite Ast in die Höhe schnellte und nachher noch lange leise auf und nieder schwang. Es war ein geräuschloses Leben in diesem Wiegen der Bäume, dem Wasserrieseln und dem Sichballen der Wolken in der Höhe, und es hatte etwas Beängstigendes an sich; denn es war, als könnte das sonderbare Treiben nicht wieder in sich selber zusammensinken, sondern müßte zu irgendeinem Ausbruche anschwellen, einem Sturm, einer Flut. Darum war der Abend schwer und eigen.

Die Sonne erlosch allmählich, als sie hinter dichteres Gewölk hinabzog, und es dunkelte früh. Brigitte Fries hatte das Buch längst zugetan und saß, wie sie gerne tat, die Ellbogen aufs Gesimse gestützt und den Blick ins Leere hinaus gerichtet. Sie machten stets spät Licht im Hause. Vater und Tochter liebten das Halbdunkel. Auch hatte das Mädchen so vieles zu denken, daß sie kaum gewahr wurde, wie Dämmerung und Nacht über sie kamen. Das leise Rieseln des Wassers, zuweilen noch das dumpfe Sinken der sich lösenden Flocken drang zu ihr herein, und das Geheimnisvolle dieser verlorenen Laute erhöhte ein unklares Gefühl der Einsamkeit und der Beklemmung, das sie erfaßt hatte. Sie dachte an den Vater, der sie lange nicht allein gelassen hatte und alt war, dabei ängstigte sie sich zum erstenmal um ihn, als ob ihm auf seiner Reise etwas zustoßen sollte. Dann gingen ihre Gedanken ins Hochstraßer-Haus hinauf, wo sie heute vorgesprochen. Es war ihr gewesen, als fehle die Helle in dem stattlichen Bau und die freie Luft, die sonst da oben wehte, weil Lukas, der Vater, nicht dagewesen war, und sie sah ihn vor sich, der jetzt wieder zu Haus sein mußte, und wünschte sich hinauf, weil sie wußte, daß die leise und unerklärliche Angst, die jetzt in ihr war, in seiner Nähe nicht aufkommen könnte. Dann trat ihr Martins Bild vor Augen. Ihr Herz schlug, unwillkürlich glitt ein Lächeln um ihre Lippen. Stattlich und schön und jung sah sie ihn vor sich, fühlte seinen Blick, der wie der seines Vaters leuchtete, nicht ganz so hell, verschleierter, fast so, daß einem heiß wurde dabei, aber —

Mit der Scheu einer sich Fürchtenden wendete sie sich vom Fenster ab und ins Zimmer zurück. Es war so dunkel, daß sie die einzelnen Gegenstände, den runden, teppichbelegten Tisch, den braunrot bezogenen Diwan, die Bilder des Vaters und der Mutter, die an der Wand hingen, nicht mehr unterschied. Da seufzte sie, stand auf und machte Licht. Als die Lampe an der Decke brannte, stand sie eine ganze Weile am Tisch, die Hände gedankenlos an ihr reiches Haar gelegt, und wie lauschend. Der rote Schein der Lampe lag voll über ihrer Gestalt, ihre reine Stirn schimmerte, und ihre großen Augen schauten dunkel und erschreckt vor sich hin. Es war heute so unheimlich im Hause! Da gingen Schritte auf der Straße — und — vorüber. Richtig, das letzte Schiff von St. Felix war gekommen. Es gingen Leute unten vorbei. Ja, und es war fast unvorsichtig, daß ein junges Mädchen wie sie ganz allein im Hause blieb. Man hörte und las doch so viel von allerlei Unglück. Gleich wollte sie hinaus, die Haustür abschließen und früh wollte sie sich legen. Da, horch! Wieder kam jemand vorbei und — da — ging nicht das Gartentor? Es kam jemand! „Mein Gott!" Sie griff mit der Rechten an den Tisch, um sich zu halten, das Herz klopfte ihr wild. Da knarrte leise die Außentür, und jetzt klopfte es am Zimmer, hastig und fast heimlich; es schien beinahe, als ob der, der klopfte, verlegen sei, ob er es tun sollte oder nicht.

„Herein!" sagte Brigitte. Sie hatte sich gefaßt, sich selber scheltend, daß sie so schwach und feig war. Dann stieß sie einen kleinen Schrei aus. Martin kam herein. Er trug Uniform. Hastig nahm er die Mütze vom Kopf und sagte lachend „Guten Abend". Die Hast, die in der einen Bewegung gelegen hatte, war in seinem ganzen Wesen. Es war beinahe, als habe er zu Fuß und in Eile den Weg von St. Felix hierher gemacht. Schweiß stand auf seiner Stirn, und sein schönes blauschwarzes Haar war feucht, sein Gesicht noch bleicher als sonst. Brigitte aber lachte froh und herzlich auf. Sein Kommen nahm die Beklemmung von ihr, und sie ging auf ihn zu und tat, was sie noch nie getan hatte, legte ihm die Arme um den Hals. „Wie ich froh bin, daß du gekommen bist," sagte sie. „Ich habe mich gefürchtet," fügte sie hinzu.

Sie standen einen Augenblick aneinander gelehnt. Als Brigitte Martins Arme sich fester um sie winden fühlte, kam ihre Scheu zurück. Sie machte sich los: „Woher kommst du?" fragte sie, und als sie zu ihm aufblickte, befremdete sie etwas an ihm. Er sah aus wie einer, der eben von einem Feste kam, bei dem es laut und wild hergegangen. Er dampfte noch von einer kaum still gewordenen, ausgelassenen Freude. An seiner Gestalt war alles Bewegung. Er sprach dann mit einem Aufschnaufen, als ob er eben erst Atem geschöpft habe:

„Es ist lustig zugegangen in St. Felix heute. Fast haben sie mich nicht fortgelassen."

„Und wie willst du zurückkommen?" fragte Brigitte. „Hast du Urlaub?"

„Der Rabenwirt [illegible] mich in seinem Wagen zurückfahren," sagte Martin. [illegible] zog er Brigitte nach dem Sofa. Er legte den Arm um sie und erzählte. Von einem Mahl mit den Kameraden in dem und dem Gasthof von St. Felix! Viel Champagner sei geflossen! Flott ging es zu! Die ganze Nacht werde es fortdauern! Auf einmal sei ihm eingefallen, daß sie, Brigitte ,heute abend allein sei. So sei er denn da unten fortgelaufen, ihr zulieb. Er küßte sie heftig auf den Mund. Sie ließ es geschehen, aber nachher saß sie in stillem Nachdenken neben ihm. Da merkte er, daß er sie erschreckt hatte. Er nahm ihre Hand und sprach ruhiger und leise zu ihr. Eine Weile saßen sie schweigend Hand in Hand. Im Ofen war ein starkes Feuer, und die Lampe half mit, die Stube wärmen. Es war heiß.

„Du mußt gehen," sagte Brigitte endlich. Und dann aufschreckend, fügte sie hinzu: „Es soll nicht sein, daß wir noch beisammen sind — jetzt!"

Sie wollte sich erheben, aber er hielt sie fest. Auf einmal war das wieder an ihm, was er hereingebracht, die dampfende Freude, eine Art Gier fast war es. Brigitte atmete rasch. Sie wollte von gleichgültigen Dingen reden, sprach aber in einem verschüchterten, verlorenen Ton. Er hatte dessen nicht acht.

Plötzlich ersah sie einen Augenblick, da seine Hände von ihr ließen. Sie sprang auf und trat an die Wand hinüber. Ihr schmales Gesicht war weiß, ihre Augen standen voll Tränen.

Er streckte die Hand nach ihr aus. Aber sie kam nicht. „Ich fürchte mich vor dir," sagte sie mit verhaltener, fast atemloser Stimme.

Er lachte laut. Dann stand er auf und suchte sie zu beruhigen. Aber sie bat ihn nur: „Geh — geh doch!" Und wieder, inbrünstig mit gegen ihn erhobenen Händen: „Geh doch, jetzt!"

Er sah etwas in ihrem Blick, das ihn einen Augenblick ernüchterte. Es fuhr ihm plötzlich durch den Kopf, daß er es mit ihr verdorben hatte. Er sah, daß eine Kluft zwischen ihm und ihr war. Vielleicht, daß das ihm die Besinnung nahm. Er faßte ihre Hand, redete auf sie ein, verworrene Worte. Immer mehr schien er sich selbst zu verlieren. Und immer noch wuchs in der Stube die heiße und schwere Luft. Die Lampe stieg und begann zu rauchen. Ein übler Geruch verbreitete sich, trüber Dunst füllte den Raum. Brigitte entwand sich ihm abermals und bat ihn: „Geh!" Ihre Lippen bebten, eine Hilflosigkeit ohnegleichen war an ihr. Dann faßte sie der Zorn. „Du mußt fort!" schrie sie ihn an, zitterte am ganzen Leibe. Aber er ging nicht.

Es war späte Nacht geworden. Die Lampe rauchte noch immer. Qualm füllte die Stube. Brigitte, deren Kopf dumpf und wirr war, hob müde die Hand und schraubte den rauchenden Docht zurück. Ihre Angst lähmte sie völlig. Sie sagte nicht mehr: „Ich fürchte dich, Martin." Ihr Blick war groß und schmerzlich, wie der des in die Enge getriebenen Wildes. „Ich weiß nicht, was du noch hier suchst," stammelte sie nur und stand mit dem Rücken an den Schrank gelehnt, der an der einen Wand seinen Platz hatte. Ihre Hände griffen wie zum Halt hinter sich.

„Gehörst du nicht mir?" sagte Martin. „Du bist mir doch versprochen. Was läufst du vor mir davon? Und in vier Wochen wird die Hochzeit sein!" — —

Die Lampe wurde müde. Sie rauchte nicht mehr, der Docht schwelte. Und die Nacht war endlos mit ihrem Wasserrieseln vor dem Hause und der glühenden Schwere in der Stube. Gegen Morgen ging die Haustür, die Martin Hochstraßer entließ. Brigitte Fries war hinter ihm her aus der Stube gegangen. Sie wankte wie eine Trunkene. Als die Haustür ins Schloß fiel, stand sie einen Augenblick lauschend, dann brach sie dort, wo sie stand, mitten im Flur zusammen.

Der Morgen kam. Aber lange lag das Mädchen ohne Sinne im Flur.

(Fortsetzung folgt.)

Das Danaergeschenk.

Humoreske von Carl Gisevins.

Beim letzten Kostümball hatte ein Maler meiner Frau gesagt, sie sähe aus wie eine Andalusierin. Seitdem fühlt sie sich exotisch. Und schwach in Geographie, wie sie nun einmal ist — dies ist auch eins der weiblichen Vorrechte — verlangte sie von mir eine Reise nach Indien. Damit sie sich endlich einmal in der ihr „adäquaten" Umgebung sähe. Wirklich, sie sagte „adäquat", ob sie es von dem Maler hatte, oder ob sie adäquat mit Äquator verwechselte, konnte ich nicht ergründen. Jedenfalls mußte ich den adäquaten Äquatorwunsch ablehnen. Weder hatte ich ein nennenswertes Konto bei der Bank, noch konnte ich hoffen, daß um meinetwillen eine gelinde Inflation eintreten würde. Genug, es war unmöglich. Worauf meine Frau mich für den unbegabtesten Menschen erklärte und dieser Unbegabtheit mit die Schuld gab an unserer allgemeinen wirtschaftlichen Notlage. Ich konnte zwar den Zusammenhang nicht ganz verstehen, aber das ist bei einer Frau ja auch nicht nötig.

Frauen lieben gewisse Theorien, aber nur, wenn sie eine Spitze gegen die Männer enthalten. So ging auch Käte inzwischen zu praktischeren Dingen über. Sie begann „farblich und linear" das Dekorative ihres exotischen Stils zu betonen. Das geschah, indem sie zunächst alle vorhandenen Kleider als für sie unmöglich bezeichnete. Daß ich die darauf folgenden Schneiderinnenrechnungen als ebenso unmöglich bezeichnete, überhörte sie geflissentlich. Die zweite Etappe der Verwandlung bestand darin, daß meine Frau die hellen Cremes und Puder von ihrem Angesicht verbannte. Sie erschien eines Morgens sonnenbrandfarben geschminkt. Und als Letztes folgte ein Papagei, den sie einem Matrosen abgekauft hatte, als unerläßliche Beigabe ihrer andalusischen Natur.

Der Papagei wurde in einem Riesenbauer in das Zimmer meiner Frau gestellt. Dicht neben meinem Arbeitszimmer. Ich ahnte nicht, was mir bevorstand. Denn zuerst verhielt sich Rosalinde (so hieß er, vermutlich weil er grün war) schweigend, kritisch, abwartend. Als ich aber nach einigen Tagen, um meiner Frau eine Freude zu bereiten, dem krummschnäbligen Untier ein Stück Zucker reichen wollte, sagte Rosalinde laut und vernehmlich: „Na, alter Bummler?" Eine Bemerkung, die Käte zur Erklärung veranlaßte, Rosalinde sei ebenso urwüchsig wie scharfsinnig. Dabei spielte Käte auf meinen allwöchentlichen Klubabend an, der ihr, wenn man so sagen darf, ein Dorn im Auge ist. Worauf ich vorzog, mich aus Rosalindes wie Kätes Nähe zu entfernen.

Aber mit dieser liebevollen Begrüßung meiner Person schien der Bann bei Rosalinde gebrochen. Sie brachte allmählich all ihre Künste zum Vorschein. Zunächst beschäftigte sie sich damit, wie eine Tür zu knarren. Das heißt, wenn ich sage wie **eine** Tür, so ist das außerordentlich gelinde ausgedrückt. Rosalinde begann nämlich in Variationen zu knarren, sie knarrte wie alle Türen der Welt. Sie konnte knarren wie eine gewöhnlich gutbürgerliche Tür in einer gutbürgerlichen Wohnung. Sie konnte aber auch ausgesprochen rostig knarren wie eine alte Kellerpforte oder wie die Tür zu einem Burgverließ. Es gab keine Tonart vom höchsten, nervenzerreißenden Quietschen bis zum breitesten Knarren, die sie ausließ. Außerdem machte sie unendlich feine Unterschiede, sie knarrte auf- und zugehend, entsprechend dem Öffnen und Schließen einer Tür. Und diese ihre Fähigkeiten wandte Rosalinde nun an, sowie sich in unserem Hause eine Tür öffnete und schloß.

Wenn mich etwas in der Welt in Raserei versetzen kann, so ist es eine quietschende Tür. Als ich nun Rosalindes Talente nicht immer erkannte, fuhr ich das Mädchen Anna heftig an, warum sie wiederum das Ölen der Türen vergessen hätte. Worauf Anna nach mehrmaligem vergeblichen Ölen der fraglichen Türen auf die Schliche Rosalindes kam und mir mit einem höhnischen Lächeln vorschlug, doch lieber Rosalinde zu ölen. Ergebnis: Anna ging, Rosalinde aber produzierte sich weiter. Klingelte ein unbequemer Zeitgenosse, der eine Rechnung brachte, und verhielten wir uns dementsprechend mäuschenstill, scheintot sozusagen, so war Tausend gegen Eins zu wetten, daß Rosalinde schrie: „Nur herein!", so daß kein Scheintod half. — Eines Tages kam Onkel Jeremias, der Erbonkel, zu uns. Der liebe alte Herr litt an hochgradigem Stockschnupfen und Husten. Kaum hatten wir ihn in den besten Sessel genötigt und uns nach seiner Gesundheit erkundigt, als Rosalinde zu ächzen und zu schnaufen begann. Man hätte denken können, Onkel Jeremias befände sich in dem Käfig und der Papagei auf dem Sessel. Das heißt, bald befand sich auch Onkel Jeremias nicht mehr auf dem Sessel, zwar auch nicht im Käfig. Aber auf dem Heimweg, nicht ohne zu bemerken, er habe es nicht nötig, sich von einem eigens dazu abgerichteten Papagei verspotten zu lassen. Unsere flehentlichen Beteuerungen halfen nicht. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten", sagte Onkel Jeremias mit der Miene einer Pythia und ging. Rosalinde rief ihm ermunternd nach: „Na, du alter Bummler." Offenbar hatte sie die verwandtschaftliche Ähnlichkeit zwischen Onkel Jeremias und mir entdeckt.

Überhaupt hatte Rosalinde, und das mußte auch meine Frau trotz ihrer Affenliebe zu dem Papagei zugeben, keinerlei Verständnis für familiäre Zusammenhänge. Hatte sie Onkel Jeremias hinausgegrault, so war sie um so liebenswürdiger, als Tante Sidonie erschien. Tante Sidonie, die ebenso unsympathisch wie unbeerbbar war. Und die wir daher ziemlich kühl aufzunehmen pflegten. Rosalinde aber hatte ihre eigenen Ansichten über Verwandtenherz und Gastfreundschaft.

„Kochst du Kaffee, kochst du Kaffee?" rief sie meiner Frau zu. Tante Sidonie bemerkte spitz, daß ein unvernünftiges Vieh mitunter mehr Sinn für das Schickliche hätte als die Menschen. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als Rosalindes Rat zu befolgen.

Aber all das vermochte noch nicht, die Begeisterung meiner Frau für Rosalinde zu erschüttern. Bis ein Tag kam — ein Tag! Käte und ich sitzen beim Frühstück. Minna, die neue Perle, geht durchs Zimmer. In diesem Augenblick sagt Rosalinde laut und vernehmlich: „Carl, huch, nein, laß das."

Meine Frau wird blaß. „Was hast du mit Minna?" fragt sie mit bebender Stimme, nachdem Minna, krebsrot vor Schreck über den Papagei, das Zimmer verlassen.

„Ich", frage ich erstaunt zurück, „ich?"

„Leugne nicht", sagt Käte mit Tränen in den Augen, „Rosalinde hat dich verraten."

Nun aber wurde mir die Geschichte zu bunt. Ich markierte Männermut vor Frauentränen. „Was das dumme Vieh hat, weiß ich nicht", sagte ich energisch, „wer weiß, welchen Carl es meinen mag, mich jedenfalls nicht. Aber ich erkläre dir, entweder verschwindet Rosalinde, oder ich verschwinde."

Rosalinde wurde an einen Vogelhändler verkauft, mit Verlust natürlich. Dennoch ist es ein Gewinn für mich. — Meine Frau schwankt nun zwischen einem Chamäleon und einem kleinen Alligator. Ich plädiere für das letzte liebe Haustier, denn es hat ein dickes Fell und ist stumm. Vielleicht aber, so hoffe ich, wird auf dem nächsten Kostümball ein anderer Maler meine Frau zur Abwechselung für eskimohaft erklären, dann gibt es einen kleinen Eisbären, der die Rolle des Brummbären, als den Käte mich bezeichnet, übernehmen kann.

Englische Eheschließungen

im 18. Jahrhundert.

Von E. M. Piper-London.

Horace Walpole schrieb im Jahre 1753: „Die Tochter von Lady Anne Paulett ist mit einem Landprediger durchgegangen. Die Herzogin von Argyll ist wütend, daß die Heirats-Bill nicht sofort in Kraft treten soll, und prophezeit, alle jungen Mädchen würden **vor** dem Lady-Day entlaufen."

Das fragliche Gesetz sollte erst am 25. (1754), dem altüberlieferten und auch jetzt noch geltenden Frühjahrstermin Lady-Day in Kraft treten. Es bedeutete die einschneidendste gesetzliche Reform des bürgerlichen und sozialen Lebens Englands im achtzehnten Jahrhundert. Es war eine reichlich tolle Zeit damals! Die inneren und äußeren Kriege die schnellen Thron- und Dynastiewechsel hatten Ordnung und Sitte erschüttert. Vor allem waren aber in der **Eheschließung** Zustände eingetreten, die man sich heute nur schwer vorstellen kann. Ohne daß vorherige Formalitäten zu erledigen gewesen wären, konnten die Paare sich ohne jede Schwierigkeit irgendwo trauen lassen. Das Davonlaufen junger Paare, von denen der eine Teil auch nicht für einen Heller Erfahrung besaß, war an der Tagesordnung.

Die Heirats-Bill erklärte es jetzt mit einem Male als ein Felonie-Verbrechen, die Trauung an einer anderen Stelle als in einer Kirche oder Kapelle oder ohne Aufgebot oder Lizenz vorzunehmen oder vornehmen zu lassen; alle so geschlossenen Ehen sollten ungültig sein. Es war in der Tat höchste Zeit geworden, dem heillosen Unwesen ein Ende zu machen. Für die große Zahl gewissenloser Helfershelfer war es eine Zeit goldener Ernte gewesen.

Da wirkte z. B. der berüchtigte Dr. Alexander **Keith**, dem auf irgendeine dunkle Weise der Besitz der Maifair-Kapelle zugefallen war, die damals, am Ausgang der Curzonstraße gelegen, so recht bequem für Ehebedürftige aus der hohen Gesellschaft zu erreichen war. Aber der Doktor dachte auch an den Massenverdienst. Er zeigte in den Tageszeitungen an, daß er jedermann ohne Unterschied und ohne Papiere, zu jeder Tages- und Nachtzeit für nur zwanzig Schilling trauen würde. Das zog. Sie kamen in Scharen,

so daß er selbst mit Hilfe mehrerer Assistenten kaum imstande war, den heiratslustigen Paaren die Pforten des Paradieses mit der gewünschten Beschleunigung, zur Vermeidung jeder Einmischung, noch rechtzeitig zu öffnen. Er hatte die Kapelle nur wenige Jahre inne; aber noch sind die Kirchenregister vorhanden, in denen die Namen von über siebentausend Neuvermählten stehen. Da sich die Register als außerordentlich liederlich geführt erweisen, nimmt man an, daß die Ziffer der Glücklichen eine fünfstellige Zahl erreicht hat.

Unter den Namen befinden sich solche aus der höchsten Aristokratie, unter den Peers z. B. ein Herzog von Hamilton und ein Graf von Kensington, unter den Bräuten eine Gräfin von Oxford und Lady Georgina, die älteste Tochter des Grafen von Richmond. Die in gewissem Sinne größte Sensation war die Vermählung des Herzogs von Hamilton mit der jüngsten der drei Schwestern Gunnings, den berühmtesten Schönheiten jener Zeit. Der Herzog kam mit seiner Braut eine Stunde nach Mitternacht zur Kapelle und verlangte eine sofortige Einsegnung seines Bundes. Da er in der Eile nicht einmal an die Beschaffung eines Trauringes für seine Braut gedacht hatte, zog der Doktor einen Ring von einer dünnen Gardinenstange.

Selbstverständlich waren die kirchlichen Behörden äußerst erbittert, insbesondere der Rektor der St. Georgskirche dicht am Hannover Square, in der auch heute noch die meisten Trauungen der vornehmen Gesellschaft vollzogen werden. Er brachte die Sache vor den Bischof von London, und als dieser mit Ermahnungen keinen Erfolg hatte, wurde der Pfarrer der Mayfairkapelle schließlich exkommuniziert. Mit der größten Unverschämtheit exkommunizierte Dr. Keith nun seinerseits in öffentlicher Zeremonie den Bischof, den Rektor und den ganzen kirchlichen Gerichtshof, der ihn verurteilt hatte. Doch dann ereilte ihn das Schicksal. Er konnte die Gerichtskosten nicht bezahlen und wurde in das wegen seiner Härte gegen nicht zahlungsfähige Schuldner gefürchtete Fleet-Gefängnis gebracht, wo er die letzten fünfzehn Jahre seines Lebens zubrachte.

Aber selbst von dort aus ließ er mit Hilfe von vier der berüchtigten Fleet-Prediger das Geschäft in der Mayfair-Kapelle betreiben, und am Tage vor dem Inkrafttreten der Heirats-Bill wurden dort noch 69 Paare getraut. Daß man ihn und andere seinesgleichen gerade in das „Fleet“ sperrte, war nicht nur die reine Ironie, sondern wurde auch die Ursache, daß dort ein schamloses Trauungsgeschäft aufblühte. In der sogenannten „Freiheit“, d. h. dem Bereich des „Fleet“, wurden an Trauungsbedürftige überhaupt keine Fragen gestellt. Die Paare wurden getraut, ohne ihre Namen angeben zu brauchen; höchstens wurden die Initialen verlangt. Gegen eine Sondergebühr wurde die Trauung vordatiert. Entlaufenen Paaren gewährte man besondere Begünstigung und ebenso jedem Bräutigam, welcher seine Braut gewaltsam entführt hatte. Es wurde nicht der geringste Versuch gemacht, wenigstens das äußere Dekorum zu wahren. Die Geistlichen, die dort wegen Schulden und anderer Verfehlungen gefangen saßen, wetteiferten miteinander, diesen seltsamen Handel zu treiben. Da ihnen nicht gestattet war, die Kapelle des Gefängnisses zu benutzen, verwandelten sie ihre Zellen in improvisierte Kapellen. Das Geschäft erwies sich als so lukrativ, und die Anlässe waren stets mit derartigen Orgien verbunden, daß die Kneipen der Umgegend schnell zur Erkenntnis der Gewinnmöglichkeiten kamen. In mindestens einem Dutzend der umliegenden Wirtshäuser wurde ein Gemach als besondere „Trauungskapelle“ reserviert. Dort erschien jede Klasse von Heiratskandidaten: unreife Knaben mit reichen alten Frauen, Abenteurer mit jungen Erbinnen, Diener mit ihren Herrinnen, Soldaten mit Dienstmädchen, Freudenmädchen mit betrunkenen Bürgern, verheiratete Männer und Frauen.

Die skandalöse Gepflogenheit lockte nicht nur Gesunkene oder in schlechtem Rufe Stehende herbei. Es wurde zur Gewohnheit der Kirchenvorsteher und Verwalter verschiedener Kirchspiele, hilflose, darbende Frauen, um der finanziellen Belastung durch ihre Armen zu entgehen, an Einwohner in anderen Kirchspielen zu verheiraten. Es wird von einem Kirchenvorsteher eines gewissen City-Kirchspiels sogar berichtet, daß er solchen Paaren eine Hochzeitsgabe von 40 Schilling überreichte und außerdem die Kosten einer „Fleet-Hochzeit“ bezahlte. Eine solche Fleet-Hochzeit war ferner populär bei einzeln lebenden Frauen, die tief in Schulden steckten. Nach dem damaligen Gesetz wurden die Ehemänner nach der Eheschließung für die Schulden ihrer Frauen verantwortlich.

Es bot keine Schwierigkeit, falsche Erklärungen in die Register einzutragen — viele Tavernen führten ihre eigenen Listen — es war sogar üblich, die Trauungen so weit zurück zu datieren, daß die Schulden neueren Datums waren. Es war aber nicht immer leicht, Männer zu finden, die so gefällig waren, die neue Schuldenverpflichtung zu übernehmen. Doch die Fleet-Pfarrer bekamen es stets fertig, eine beliebige Zahl von Ehemännern für fünf Schilling pro Kopf zu liefern, die freilich nicht immer „bona fide“ heirateten. Die Laune, in welcher viele solcher Ehen geschlossen wurden, war oft toll. Eine Gesellschaft von Matrosen trank und tanzte in einer Nacht in einer dem Gefängnis benachbarten Kneipe. Plötzlich schrie einer von ihnen: „Verdammt, ich will jetzt verheiratet werden, und ich will meine Tänzerin heiraten.“ — Das feuerte die übrigen an, und in wenigen Minuten wurden zwanzig Paare durch den Fleet-Pfarrer getraut, der in einem zerlumpten Chorhemd steckte und ebenfalls stark betrunken war. Das Benehmen dieser Fleet-Pfarrer war unglaublich. Einige waren von den verschiedenen Tavernen gegen eine feste Entschädigung von ein Pfund Sterling pro Woche angeworben unter der Bedingung, daß sie die Trauungen im Hause vornahmen und dafür sorgten, daß auch die darauf folgenden Freudenfeste im Hause stattfanden.

Zwischen den Pfarrern herrschte beständige Rivalität. Faustkämpfe zwischen ihnen auf offener Straße waren nichts Ungewöhnliches. Plakate trugen die Aufschrift: „Hier wird am billigsten getraut.“ Machten im allgemeinen die Geistlichen in ihrer Erscheinung einen üblen Eindruck, so gab es doch eine Ausnahme: das war der Reverend Dr. Gaynham, ein Mann mit schönen Gesichtszügen, der stets vornehm gekleidet und unter dem Namen „Der Bischof der Hölle“ in ganz London bekannt war.

Rätsel-Ecke

Scherz-Rätsel.

Mitt {
W
Ochs
K
Affe
EG
Esel
L
Schaf
T

*

Gitter-Rätsel.

	R		H		l		A	
R	o	d	e	l	b	a	h	n
	m		i		s		o	
	a		d		e		r	
	n		e		n		n	

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 46.

Viereck-Rätsel:

T	i	t	u	S	k	o	p	t
T	o	r	s	C	h	i	l	d
R	e	i	c	H	e	n	a	u
S	t	r	a	L	s	u	n	d
S	c	h	n	I	t	t	e	r
N	a	g	e	T	i	e	r	e
A	b	e	n	T	e	u	e	r
U	n	i	v	E	r	s	u	m
R	e	g	e	N	t	a	g	e

Scherz-Rätsel: Ein großes Weh an beiden kleinen Zehen infolge Erkältung.

Rätsel: Kiesel — Kiel.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.